

Heribert Wahl

Nach-Gedanken zum Arbeitskreis 4 (Innovatorische und restaurative Tendenzen in Kirche und Gesellschaft und deren psychologische Voraussetzungen)

Die Reflexion vielfältiger Phänomene und persönlicher Erfahrungen im AK 4 läßt sich nicht auf einige griffige Kurzformeln bringen oder in psychologische Patentrezepte gießen, auch wenn dies immer wieder gewünscht wird. Erkenntnisse stellen sich in dem Maß ein, als man sich dialogisch auf den Prozeß des Suchens selber einläßt. Im Licht dieser Erfahrung und im Horizont der Referate und Diskussionen des Plenums seien einige Gedankensplitter mitgeteilt, die sich mir nahelegten.

1. Polarisierende Begriffe wie "innovativ" und "restaurativ" sind ebenso wenig hilfreich wie Werturteile über "progressiv" versus "regressiv", v.a. wenn man sich selbst bzw. die eigene Gruppe, zu der man gehört, zur progressiv-innovatorischen Seite, die jeweils anderen zur regressiv-restaurativen Seite rechnet.

Um zu einem Verständnis der *Situation* zu kommen, muß man selbst (und die eigene Gruppe) ein Stück weit entdecken und zulassen lernen, daß und wie weit man immer *beide* Anteile in sich selber trägt – in unterschiedlichem Ausmaß und verschiedener Ausprägung.

2. *Wiederkehrs* Referat hat das für die Kirche und die Praktische Theologie nach dem Konzil exemplarisch aufgezeigt: Die "re-lecture" der theologischen Texte verweist auf die *Erfahrungen*, die zwischen damals und heute liegen, auf reale, kirchenpolitische und gesellschaftliche, d.h. auf individuelle und soziale *emotionale Erfahrungen*.

Wie die moderne Psychoanalyse zeigt, ist es für gelingende Entwicklung – auch kirchlichen Bewußtseins und Handelns, also von Kirche als "Gruppen-Selbst" (Kohut) – unabdingbar erforderlich, daß solche tiefreichenden Erfahrungen '*gedacht*' werden können: Sie müssen umgewandelt werden in Gedanken, mit denen wir denken, d.h. umgehen und dann auch handeln können. Solches 'Denken' von Erfahrungen ist freilich das genaue Gegenteil von Intellektualisieren und Rationalisieren, wie es oft in der Theologie zu finden ist.

3. Entsprechend käme es einer Praktischen Theologie (in dem weiten Sinn, der auch *Wiederkehrs* induktiven Ansatz bei den Erfahrungen einschließt) zu, diese '*Denkarbeit*' sowohl selber zu leisten wie auch die Glieder der Kirche dazu zu befähigen (nicht nur auf dem akademischen Niveau!).

Das kann sie jedoch — auch das hat Wiederkehr deutlich gemacht — nur, wenn sie nicht mit dem Anspruch quasi objektiver Diagnostik der 'Welt' gegenübertritt. Denn damit überspringt sie sich selbst und ihre eigenen Aporien und übersieht gerade *diese* "Zeichen der Zeit". Das ist "schlechte Unzeitgemäßheit" (Wiederkehr) und überdies ein Abwehrmanöver, das die eigene Subjektivität aus einer Realität ausblendet, die sich dem bloß diagnostizierenden Zugriff von außen verschließen muß; so zugerichtet, kann sie nur noch verzerrt wahrgenommen werden.

4. Für das eingangs erwähnte Verstehen der Situation bedeutet dies: Man muß sich auf die jeweilige *Beziehungssituation* einlassen — auf allen strukturellen Ebenen, vom pastoralen Gespräch über innerkirchliche Gruppenkonflikte und Machtkämpfe bis zur scheinbar bloß theoretischen Reflexion und Diskussion der Theologen. Die *Formen* dieser Kommunikation (oder Kommunikationsverweigerung) — so hat sich uns im AK gezeigt — *sind* zugleich der Inhalt; unabhängig davon ist er jedenfalls nicht zu 'haben', es sei denn um den Preis toter Realitätsferne.

5. Von daher macht es wenig Sinn, die uns wichtigen 'Inhalte' und Ziele ständig nur *postulatorisch* einzufordern, d.h. *Appelle* ans Ich- oder *Gruppen-Ideal* zu richten, wie alles sein 'müßte' oder 'sollte'. Sonst verkommt Prophetie zum Alibi.

Der einzig gangbare Weg scheint daher über die Entwicklung von mehr *Empathiefähigkeit* und *kommunikativer Kompetenz* zu führen — auch wenn er zu unserer Enttäuschung wenig effizient und erfolgversprechend aussieht angesichts der realen Verhältnisse.

6. Aus der modernen Entwicklungspsychologie ergibt sich gerade für den kirchlichen Bereich ein interessantes Paradox: Ausgerechnet das, was im Zentrum der biblischen Botschaft steht, wird zum größten Problem und Hindernis — nämlich der schlichte, aber schwer zu realisierende Tatbestand, daß die Fähigkeit zu Empathie, Kontakt mit anderen und Annahme seiner selbst (Guardini), d.h. zugleich zu *Pluralitätstoleranz* (Stenger) und *Konfliktfähigkeit* grundlegend nicht eine einforderbare Leistung ist; nicht nur am Anfang des Lebens, sondern lebenslang und in allen Strukturen und Institutionen, hängen nämlich diese Kompetenzen davon ab, daß dem in Frage stehenden Subjekt (Einzelnen wie Gruppen) seine Andersheit, sein Verschiedensein und seine Differenz *zuerst* einmal *anerkannt* wird.

7. Wo diese Anerkennung massiv fehlt, sind *Empathie-Störungen* die Folge; ständig mit ihnen konfrontiert, nehmen wir sie vorwiegend nur bei den *anderen* wahr, sobald wir in der Begegnung mit anderen Auf-

fassungen und Praxisformen an Barrieren des Verstehens und Sich-Verständigens stoßen. Es ist nicht verwunderlich, daß es dabei immer um *Strukturen* geht, an denen wir unsere *Ohnmacht* erfahren; andernfalls entstünde die aporetische Situation gar nicht. Sie beruht ja auf der realen Struktur von Interaktionen, in denen wir uns in unserem Anderssein nicht anerkannt erfahren (einmal abgesehen von jenen Komplikationen, die durch verzerrende Phantasien, projektive Abwehr usw. zustande kommen und die Situationen oft so undurchschaubar werden lassen). Dieser sozialpsychologische Befund verbietet es m.E., ständig 'Strukturen' gegen 'Subjekte' auszuspielen und umgekehrt (auch die Subjektivität ist eine Struktur, und die sozialen Strukturen haben ihre individuellen Analogien).

8. Was läßt sich dann aber *tun*? Auch im AK stießen wir immer wieder auf diese Frage. Aus den berichteten Erfahrungen schälte sich heraus: Entgegen den Wunschphantasien unseres Größen-Selbst und unserer hohen Ideale führt nichts an der Notwendigkeit vorbei, wo immer es möglich ist, zuerst *Lebensräume* (humane, christliche Biotope) zu schaffen, *empathische "Milieus"*, in denen "solidarische Gleichzeitigkeit" (Wiederkehr) möglich und praktisch erfahrbar wird, seien sie noch so klein, unscheinbar, marginal und strukturell machtlos.

9. Das trifft sich mit *Nyiris* Desiderat Nr. 4, mit der Schaffung kleiner Glaubensgemeinschaften statt großartiger institutioneller Strukturen, die sich allenfalls aus jenen ergeben mögen und immer an sie zurückzubinden sind.

Zu seinem Desiderat Nr. 7, zur Erneuerung einer (in Ungarn seit 40 Jahren, bei uns neuerdings wieder) eingefrorenen Theologie und zur Aufarbeitung der veralteten kirchlichen Strukturen ergibt sich folgende Perspektive: Wenn man — in Analogie zur therapeutischen Aufarbeitung — immer einen '*Anderen*' braucht, so kann das für die 'östliche' Theologie nicht die 'westliche' sein — so wenig wie umgekehrt die östliche zur ideologischen Re-Christianisierung des 'dekadenten Westens' mißbraucht werden darf! Der Andere, der hier benötigt wird, kann nur der lebendige *Austausch* zwischen beiden, die dialogisch-empathische Beziehung selber sein.

10. Andernfalls werden wir noch tiefer in die "Unfähigkeit zu trauern" (Mitscherlich) geraten, an die Greinacher (Diakonia 1991, Heft 9) zu recht erinnert hat — eine kirchenstrukturelle, institutionell verfestigte Unfähigkeit zu trauern, in der die jeweilige eigene Vergangenheit, die tragische Verstrickung und das schuldhaft Versagen nicht bearbeitet werden kann; unbewußt verinnerlicht und ohne Veränderbarkeit festgehalten, spukt es als "innerer Zombie" (wie ein Patient das plastisch

formulierte) in unseren kirchlichen Köpfen und Herzen herum, "ausagiert" lediglich in den verzweifelten Anstrengungen und Krämpfen einer Re-Katholisierung bzw. Re-Evangelisierung Europas, die nostalgisch eine nie existierende Vergangenheit beschwört, die eigene Geschichte aber ausblendet.

11. Für die Frage nach den grundlegenden "Optionen" für das "Wünschenswerte zwischen Idealität und Realität" (Karrer) hieße das: Die Praktische Theologie darf die Suche nach den psychosozialen, gesellschaftlich-politischen und kulturellen Bedingungen der Möglichkeit solch wünschbarer Praxis nicht voraussetzen; sie muß sie "transzendentalpragmatisch" als ihr Hauptarbeitsgebiet ansehen. Ein mögliches Korrektiv zur Gefahr bloßer Postulatorik (s.o.5.), vielleicht auch eine Entlastung vom Druck des Aktionismus, könnte in der Einsicht der Psychoanalyse liegen, daß nicht am Anfang des Weges eine objektive Diagnose steht, welcher die Therapie folgt; es ist vielmehr umgekehrt: Erst wenn man sich auf die Beziehung und den Prozeß ihrer Erfahrung einlassen kann, lernt man etwas von der Realität des Anderen verstehen. Die Diagnose steht als Einsicht also bestenfalls am Ende des Wegs, als Resultat eines Erfahrungsprozesses.

12. Dies könnte auch vor einem folgeschweren Mißverständnis der Rolle und Möglichkeiten der Psychologie (und anderer Humanwissenschaften) für die Theorie und Praxis kirchlichen Handelns bewahren. Nicht selten gewinnt man den Eindruck, daß der Ruf nach sofort um- und einsetzbaren 'Instrumenten' etwa der Psychologie letztlich eine sublimale *Abwehr* dagegen darstellt, sich auf die entsprechenden Erfahrungsprozesse wirklich einlassen zu müssen; auch das gilt wieder für alle Ebenen kirchlicher und theologischer Praxis. Nur wenn diese Instrumentalisierung vermieden wird, lassen sich die von Leo Karrer so eindrücklich artikulierten Optionen realitätsnah verfolgen und tendenziell verwirklichen.